

Gläubige Inder

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 7

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634963>

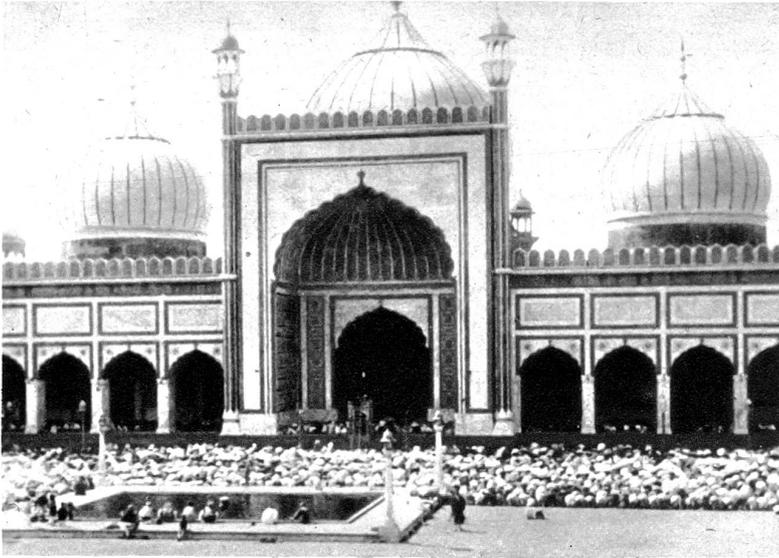
Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

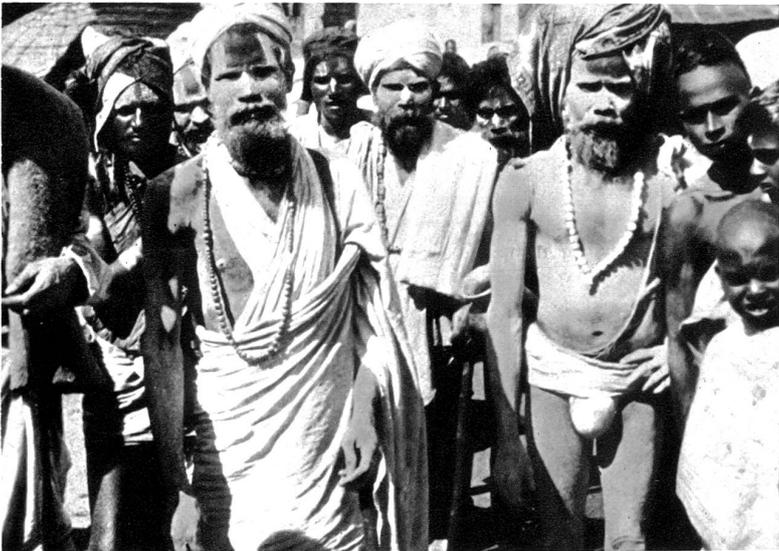
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GLÄUBIGE INDER



Die grösste Moschee der Welt, zu Delhi



Sadhus, heilige Bettelmönche



Gläubige Inder beten am Ganges

Mann mit sonnenbranntem Gesichte — der echte Sohn der Berge.

Ernst beobachtend ruhte sein Blick auf dem Antlitz Eritas, seiner Schwägerin, die ihm seit dem Tode ihrer Schwester, seiner Frau, die Wirtschaft besorgte, das Kleine aufzieht, dessen Geburt die junge Frau mit dem Leben bezahlen mußte.

Das war ein trauriger Morgen gewesen, an dem er sich schweren Herzens aus den Armen der jungen Frau, die ihm erst sechs Monate angetraut war, losreißen mußte, um hoch ins Gebirge zu wandern, weil die Führerdienste ihn riefen. Doch noch trauriger war die Nacht seiner Heimkehr, als er etliche Monate später glücklich und erwartungsvoll sein Haus betrat, um darin ein neugeborenes Kind — sein Kind in den Armen der sterbenden Mutter zu finden

Wäre damals nicht das brave Mädchen hier an seine Seite getreten, es wäre dem Neugeborenen und ihm selbst schlimm ergangen. Wie getröstet hatte die Sterbende aufgeblickt, da sie ihr Bübchen in den Armen der Schwester sah, die liebevoll das kleine Wesen an sich drückte; das Sterben wurde ihr leichter, da sie ihr Kind nicht schutzlos wußte. —

Seither waren zwei volle Jahre hingegangen. Traurigen Erinnerungen nachzuhängen, mangelte es an Zeit, Erika besorgte jetzt das kleine Hauswesen — das Kind, ein flachhaariger Knabe, wuchs langsam heran und gedieh — so weit wäre das Leben erträglich gewesen, aber ...

Das Mädchen schien unzufrieden und verändert. Was hatte Erika nur seit einiger Zeit, daß sie so sorgenvoll einherging wie jemand, der mit sich selber zu Räte ergehen will, ohne eine Richtschnur für sein Handeln finden zu können. Wie war das nur auf einmal gekommen? ...

Sie war so seit — ja!! Seit dem Tage, an dem ihr Verlobter, Felig Stöhr, unerwartet wieder in der Heimat erschienen war. Schon zur Zeit, da beide noch Kinder waren, hatte Felig die Gespielin zur Braut erkoren und ihr später, ehe er in Diensten seiner Firma nach Italien mußte, das Gelöbniß abverlangt, die Seine zu werden, falls er gesund zurückkäme.

Das Glück war ihm jedoch nicht hold gewesen. Die Firma, die ihn damals als Lagerverwalter nach Triest gesandt hatte, mußte liquidieren, und dann nahm sich seiner ein reicher Dalmatier an, der ihn als Aufseher für seine Güter engagierte. Nachdem er auf solche Art einen hübschen Sparpfennig zusammengebracht hatte, trieb es den Mann, noch einige Jahre ferne der Heimat auszuharren, um seine Ersparnisse zu vermehren. Seine spärlichen, mangelhaft geschriebenen Briefe schienen ihren Bestimmungsort nicht erreicht zu haben, denn daheim betrachtete man ihn als verschollen, weil man vier Jahre lang ohne Lebenszeichen von dem Sohne blieb. Dann war er plötzlich wieder daheim aufgetaucht, und mit seiner Anwesenheit hing Eritas verändertes Wesen zusammen, das merkte Andreas Vogner genau.

Es wäre ja nur natürlich gewesen, wenn Felig Stöhr, nun er in der Lage war ein Haus zu bauen und eine eigene Wirtschaft anzukaufen, daran dachte, Erika als junge Hausfrau heimzuführen. Warum dann aber diese kopfschän-

gerische Traurigkeit, die zu dem sonstigen Gebahren des fröhlichen Mädchens nicht paßte?

Gewiß würde sie eine prächtige Hausfrau abgeben, die Erika, deren blühende, schlanke Gestalt da neben dem Manne lehnte, der sie nachdenklich betrachtete. Wie mußte das Mädchen, das die Führung eines fremden Haushaltes so gewissenhaft erledigte, erst voll Eifer in der Verwaltung des eigenen sein — doch nein, es schien Andreas unmöglich und undenkbar, daß Erika noch mehr zu leisten imstande sei, als sie bei ihm vollbracht hatte.

In ihrem eigenen Haushalte — das waren Worte, deren Sinn Andreas nicht fassen konnte. Erika, seine Erika — doch nicht! Er hatte ja kein Recht, sie so zu nennen, sich in seinem Innern empört aufzulehnen, daß sie, die Tüchtige, an der Seite eines braven Mannes ihr eigenes Heim gründete. —

Durch den blanken Himmel zog jetzt ein einsames, weißes Wölkchen. Es war, als würde es vom Monde angezogen. Es segelte langsam vorbei, und sofort glitten rosige, grüne und lila Farbentöne darüberhin, und es war wie ein zarter Regenbogen, der am Mond vorbeizog. Wie ein Lächeln der Nacht war es.

Die Nacht verrichtete ihr Werk. Sterne fielen, andere zogen weiter, und der Mond verstrahlte all' sein kostbares Silber und sank dann mit niedergeschlagenen Augen langsam im Westen hinunter. Alles schlief jetzt den schweren Schlaf der Erde. Alles war mit der Erde ein Herzschlag, ein Atem, eine Stille und ein Leben...

Andreas stand jetzt dicht neben Erika; seine große, schwielige Hand tastete nach der kleinen des Mädchens.

„Erika“, begann er mit einer Stimme, die rauh klang vor innerer Bewegung — „wann verläßt du uns, das Kind und mich, um des Felix Frau zu werden?“

Langsam machte das Mädchen eine verneinende Gebärde: „Heilige Mutter Gottes, hilf, rate du mir! — Wie sie mich quälen, heute der eine, morgen der andere!... Wie kann ich denn dich und das Kind allein lassen, wo ihr so sehr meiner bedürft... Es ist ja wahr, daß Felix auf meinen Entschluß drängt, endlich Hochzeit zu machen...“

„... Und was hast du beschlossen, Erika?“ kam es zögernd über die Lippen des Mannes, der fühlte, daß es seine Pflicht gewesen wäre, das zwischen Opferwillen und Liebe schwankende Mädchen mit freundlichem Rat zu unterstützen...

Da drang aus dem Innern der Stube, wo Erikas Bett stand, in welchem sie mit dem Kinde schlief, ein greinender Laut. Flugs war sie weg, zündete ein Licht an und sah nach dem schlafenden Kinde, das wohl ängstlich träumen mochte, denn das schmale Gesichtchen zuckte bänglich.

Beide, der Vater und das Mädchen standen am Bettrand, über das Kind gebeugt und warteten auf sein Erwachen, besorgend, daß es über ein Leiden klagte werde.

Bange Gedanken fürchten die Stirne des Mannes, schwere Sorge sprach aus seinen Zügen. Was sollte werden, wenn das Kind krank würde und Erika wäre nicht mehr im Hause? Und doch — er hatte kein Recht, das Mädchen zurückzuhalten; wie um sich selbst zu bezwingen, sagte er: „Es wird nichts sein, Erika, sieh, der Kleine ist schon ruhiger; sollte es aber ärger mit ihm werden, und du bist nicht mehr hier, so bitte ich die Base Anna, sich unserer anzunehmen... Und später, später werde ich mich wohl selber um eine Hausfrau kümmern müssen...“

Erika schwieg noch immer, und als sie sich tiefer über das Kind beugte um es aufzunehmen, rollten zwei Tränen über ihre Wangen. Nun schlug der Kleine die Augen auf und lächelte freundlich, als er die gewohnten Gesichter sah.

„Nicht fortgehen, Erika! Ich will immer brav sein! Mir hat geträumt, du wärst fortgegangen, weil ich unfolgsam war.“

„Nein, mein Kind, ich geh' nicht von dir!“ tröstete das Mädchen den Kleinen, während er schlaftrunken das Köpfchen an ihre Schulter schmiegte. Gleich darauf war er aber wieder munter, schlang die Arme um ihren Hals und auch um den

des Vaters, solcherart die beiden geliebten Menschen mit liebevoller Gebärde umfassend.

Nun ruhte Erikas Wange an dem härtigen Gesicht des Andreas, der seinen Arm um ihren Leib legte...

„Ich bleib' bei euch, daß du's nur weißt, Andreas“, sagte jetzt mit nassen Augen das Mädchen — „ist lasse euch nicht, weder das Kind, noch dich; ich hänge mit jeder Faser meines Lebens an euch — nur an euch... Felix kann mich nicht zwingen, die Seine zu werden, wenn ich ihm sage, daß ich dein bin — und ein Versprechen nicht einlösen kann, das ich ihm seinerzeit aus Freundschaft gegeben. Möge er darüber denken wie er will, was kümmert's mich — wenn ich euch habe, dich und das Kind — ohne die ich nicht leben mag...“

Eine glühende Röte stieg bei diesen Worten in Erikas Antlitz. Sie preßte es schnell an die breite Mannesbrust, damit Andreas dessen nicht gewahr werden sollte. Als ob die Dunkelheit nicht ihren schützenden Schleier darüber gebreitet hätte.

Andreas aber drückte einen langen Kuß auf ihren schimmernden Scheitel. „Eine heilige Nacht“, sagte er still und sah zum Himmel auf, der voll von bleichen Sternen war. Sie lagen ringsum zerstreut wie weißer Sand, hie und da zusammengehaftet wie Haar, und einige hellglühend und zitternd vor Klarheit.

Alle Tiefen des Himmels waren geöffnet, und wie dünner Weihrauch lief die Milchstraße darüber hin. —

*

Kirchliches vor 200 Jahren

(Korr.) Bereits Ende des 17. Jahrhunderts kamen deutsche Pietisten in die Schweiz, die ähnlicherweise wie die Wiedertäufer und die Hugenotten sich mit der toten Rechtgläubigkeit und dem Glaubenszwang der Staatskirche nicht befreunden konnten und separate Versammlungen abhielten. Daß auch bernische Untertanen sich dieser Bewegung anschlossen, war der Regierung nicht recht. Sie maßregelte die Studenten wie Samuel Luzius, verbannte die Patrizier wie Beat von Muralt und Friedrich von Wattenwol und erließ 1736 ein Mandat, auf verdächtige Schwärmer, Quäker, Pietisten und dergleichen Leute ein wachsames Auge zu haben und sie ja nicht zu beherbergen. Die Chorgerichtsverhandlungen, welche damals von den Predikanten protokolliert wurden, geben uns manch einen interessanten Einblick in das Glaubensleben des Berner Volkes. Die Separation der „Sektierer“, wie die Pietisten von den Amtspersonen genannt wurden, lag selbstverständlich auch den Pfarrern nicht recht. So schrieb am 31. Januar 1736 Pfarrer Ris von Lauperswil dem Dekan Fueter, die Neuerung betr. die acht Passionspredigten sollte durch die Regierung in den Gemeinden öffentlich notifiziert werden, „damit die heimlichen Täuferköpfe uns nicht einer Faulheit oder andern sachen anklagen könnten.“ Sonderbarerweise hatte nämlich die Kapitelsversammlung von 1734 verlangt, daß die Zahl der Passionspredigten in der hohen Woche auf acht herabgesetzt werden.

Weltwochenschau

In 100 Jahren

Vielleicht stimmt man in hundert Jahren ein großes Gelächter an über die „große Zeit“, die wir Heutigen gestalten... oder verunstalten! Dies und das, wenn wirs richtig bedenken, kann auch schon uns ein gesundes Lachen entlocken. Sprechen wir z. B. einmal von unserer Hilflosigkeit, sobald es sich um die „nationalwirtschaftliche Buchhaltung“ handelt, über deren einzelne Posten wir uns öfters hinterfinnen.

Da kommt die „schweizerische Handelskammer“ und richtet eine Eingabe ans Bundeshaus, verlangt, daß bei den SBW gründlich saniert werde, und sagt auch gleich wie. Die 50 Millionen jährliches Defizit über die schon vorher hohen Schulden hinaus müssen verschwinden. Natürlich muß